

muß Gesellschaft um ihn sein, denn er bedarf des Lärms. Flüstert man, so fragt er gereizt: „Ist denn ein Toter im Hause?“ Nach Mitternacht verzehren die Gäste kaltes Fleisch, Salate, was gerade in der Küche aufzustöbern ist. Man gibt bei ihm ganze Harlekinaden. Nur eines ist verboten, durch Pfeifen oder Tralala ihn zu irritieren. Stets ist sein Musikerhirn in Unruhe. Sogar in der rüttelnden Kutsche, die ihn von Theater zu Theater trägt, hat er sich ein Pult anbringen lassen, auf dem er skizziert, was ihm durch den Kopf schwirrt.

Er ruiniert sich als Direktor der Gaité, reist nach New York und Philadelphia, wo er für Konzerte im Freien bezahlt wird. Von dort schreibt er an die Familie. Seine vier Töchter sind verheiratet; er ist für ihre Kinder „Groß-Jacques“, der spaßige Großpapa. Oft auch reist er nach Wien, wo er im „Goldenen Lamm“ empfängt und im Carltheater sich auf dem Cello hören läßt, wo die Geistinger seine Helena ist, die Gallmeyer seine Gabrielle. Er spart Honorare auf, verliert sie in Paris im Bac und mit Weibern, denen er nicht entrinnt. „Die Schläfen eingesunken“, so schildert ihn Friedrich Uhl, „und die Adern daran sichtbar, die Stirne hoch, teils von Haus aus, teils durch die Flucht des dünnen, aschblonden Haares, der Adamsapfel sehr ausgebildet, rund um diesen welke Hautfalten, Wangen und Oberlippe von spärlichem, in jedem Jahre anders gefärbtem Haar fast bedeckt, schmale Lippen, fast zwei rote Notenlinien, und die Augen, blaue Augen, hinter Gläsern hervorblitzend. So stechende Augen, mit einer Art von Spießblick, hat man selten auf sich gerichtet gesehen.“ Neider oder abergläubische Tenöre sagen von ihm, er sei ein Jettatore. Er hat Zigarren und eine Weinmarke nur für sich; niemandem gestattet er, die Flasche, aus der er trinkt, zu berühren. Aber manchem Unbekannten wirft er tausend Francs hin.

Nochmals soll die Schneider, die auf einer Tournee in Rußland war, für ihn eine Partie kreieren, die Toinette in „La boulangère a des écus“; sie ist hoheitsvoll, weigert sich, wird zur Probe aufgefordert, als schon die Aimée ihre Rolle hat, und prozessiert. Um die Aristokratin zu werden, die sie als echte Großherzogin von Gerolstein, jungfräulich, mit Krone von Lilien und weißem Flieder, vor den staunenden Dörflern des Herzogs von Gramont gespielt hat, heiratet sie ein Wappenschild. Sie erleidet Fiasko; bald ist sie verschollen. Der Gaité liefert Offenbach die Musik zur „Reise nach dem Mond“ und zum „Doktor Ox“ nach Jules Verne, eine ganze Serie den Folies-Dramatiques. Er verbraucht den Rest seiner Kraft. „In diesem Körper ist nichts mehr“, seufzt er und betrachtet seine Beine.

Er beschäftigt sich mit der Austeilung der „Belle Lurette“, die das Renaissance haben soll. In seinem Krankenzimmer geht er mit Adèle Isaac von der Opéra-Comique die Antonia durch, die Olympia, die Giulietta. Am 3. Oktober 1883 des Nachmittags röchelt er, in Angst zu ersticken. Ein katholischer Priester spendet ihm die Sakramente. In der Nacht erlischt sein Atem. „Hoffmanns Erzählungen“, unvollendet in der Instrumentierung, mit der Barcarole seiner „Rheinnixen“, der romantischen Oper für Wien, sind seine Auferstehung in blühender Melodie. Er aber ist der schattenhafte Doktor Mirakel. Todesgefühl, Todesbängen gespenstert in diesen Akten. Für das Wiener Ringtheater hat er sie dem Direktor Jauner zugesichert. Die Flammen, die es am zweiten Abend zerstören, leuchten darüber hin in schaurigem Finale.